



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kleine Schriften zur deutschen Philologie

Hübner, Arthur

Berlin, 1940

Lessings Plan eines deutschen Wörterbuchs

[urn:nbn:de:hbz:466:1-69607](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-69607)

Lessings Plan eines Deutschen Wörterbuches

Vortrag in der Gesellschaft für deutsche Philologie

1936

Ein guter Teil von Lessings Lebensarbeit steckt in seinen wissenschaftlichen Studien. Sie sind noch nicht so erforscht, wie man es wünschen könnte. Die Frage, vor die man sich bei Lessing immer wieder gestellt sieht: wo hört der Aufklärer, der Rationalist in ihm auf, um anderen Haltungen und Gedanken Raum zu geben? — diese Frage und manche andere der inneren Persönlichkeit kann auch von der Seite seiner wissenschaftlichen Arbeiten her geklärt werden.

Über Lessings Stellung zum deutschen Altertum, zum deutschen Mittelalter, speziell zur deutschen Literatur- und Sprachgeschichte gibt es keine gründliche Untersuchung. Man zieht sich gern hinter die entsprechenden Kapitel von Erich Schmidts Lessing zurück; aber so gehaltvoll sie sind, sie sind viel zu summarisch, um ihre Gegenstände erschöpfen zu können. Man stößt sich vielleicht auch an dem fragmentarischen, z. T. nur notizenhaften, disparaten Charakter dieser Studien und meint, es sei nicht genügend vorhanden. Aber gerade dies Negative, daß etwas fehlt und wo etwas fehlt, ist unter Umständen sehr aufschlußreich und müßte, wenn man einmal die Aufgabe ernstlich angreift, gehörig beachtet werden.

Die Polyhistorie des 17. Jahrhunderts, zumal soweit sie literarisch und sprachlich interessiert war, wandte sich auch dem Altertum des europäischen Nordens zu, den Germanen und Kelten, und dies auch aus nationalen Wurzeln genährte Interesse trieb zu Lessings Zeiten die eigentümliche Blüte der Varden- und Stalpendichtung hervor. Lessing hat die Morhof, Schottel, Leibniz wohl gekannt; er rühmt gelegentlich auch die alten Varden, deren Lieder Karl der Große aufzeichnen ließ, und ebenso das jüngere Geschlecht der Varden, die er im schwäbischen Zeitalter ansiedeln möchte und denen zuliebe er das Heldenbuch von 1560 durchgelesen hat; aber irgendein gelehrtes Interesse hat dieser ganze Stoffkreis nicht bei ihm hervorgerufen: dazu war er zu sehr Humanist. Lessing sind große Mengen altdeutscher Literatur durch die Hände gegangen. Er hat Schilters Thesaurus antiquus Teutonicus gekannt, in dem Otfried, Notker, das Rolandslied und anderes zu lesen war. Er hat natürlich die Veröffentlichungen der Schweizer Bodmer und Breitinger gekannt, die seit den fünfziger Jahren mittelhochdeutsche Dichtungen neu herausgegeben hatten: den zweiten Teil des Nibelungenliedes, die Fabeln, die Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkt. Dann sind ihm seit 1770, wo er Bibliothekar in Wolfenbüttel wurde, die Handschriften dieser Bibliothek durch die Hände gegangen: sie enthielt mancherlei zur mittelhochdeutschen Epik und Lehrdichtung. Aber gezündet hat das alles

nicht oder richtiger: bloß in einer für uns merkwürdigen Weise. Von Bodmers Nibelungenausgabe hat er nur bescheidene Stücke gelesen (wie aus seinem Handexemplar mit Sicherheit zu ersehen ist). Die Lektüre des Minnesangs hat nur in ein paar dürftigen lexikalischen Notizen Spuren hinterlassen. Allein die Lehrdichtung machte ihn warm. Nun machte es die außerordentlich rohe Form der Textabdrücke der Schweizer dem Leser nicht leicht; aber andere sind doch durch die harte Schale hindurchgestoßen. Auch muß man in Anschlag bringen, daß Lessing der nationale z. T. sogar lokalpatriotisch gefärbte Enthusiasmus fehlte, der für die Schweizer ein starker Antrieb war, die Schätze deutscher Vorzeit ans Licht zu heben. Aber es bleibt doch die Tatsache, daß Lessing ein Ausnahmevermögen fehlte, das bei manchen Zeitgenossen bereits entwickelt war. Er versteht die mittelalterliche Überlieferung nur, soweit er sich selbst in ihr wiederfindet. Das bedeutet auf der einen Seite: sie zieht ihn an, soweit sie Fabel-, Lehr- und Spruchdichtung ist. Fertig geworden sind zwei Studien über Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, stecken blieb eine Ausgabe des Kenners, nicht über das Stadium des Zusammentragens gedieh eine Sammlung 'Altdeutscher Wiß und Verstand', in der er Priameln, Sprichwörter u. dgl. aus dem 15. und 16. Jahrhundert zusammentrug, teils aus Handschriften, teils aus Drucken. Es gehört alles erst in die Wolfenbütteler Zeit; aber es bildet deutlich einen großen Zusammenhang mit Lessings theoretischen Studien über Fabel und Epigramm, mit seinem praktischen Interesse an Epigrammatikern wie Zingref und Logau. Hier wirkt eine spezifische menschliche und künstlerische Anlage auch nach der wissenschaftlichen Seite sich aus. Und das zweite, was jener Satz besagen soll: 'Lessing weiß mit der altdeutschen Überlieferung nur etwas anzufangen, soweit er sich selbst in ihr wiederfindet', ist dies: einen ganz erheblichen Bestandteil von Lessings Wesen macht das aus, was man in der Sprache der Zeit den 'Antiquar' nennt, den historischen Forscher mit einem starken stofflich-gegenständlichen Interesse. Das eindrucklichste Beispiel ist seine Studie 'über das Heldenbuch'. Einzelne Kapitel davon sind ausgearbeitet, anderes nur entworfen. Da geht es um eine spätmittelalterliche Sammlung von Heldensagen aus dem 13. Jahrhundert: Ortnit, Wolfdietrich, Rosengarten, Laurin (Druck von 1560). Der Kerngedanke ist eine harte historische Konstruktion: Lessing identifiziert den epischen Kaiser Ortnit mit Friedrich II., ohne Gefühl dafür, daß eine Dichtung, selbst wenn sie historische Bezüge aufweist, niemals Historie kopiert. Man muß es aussprechen: das ist die Sicht des 17. Jahrhunderts. Mit diesen antiquarischen Augen hat etwa Melchior Goldast die altdeutsche poetische Überlieferung gelesen. Es hat seine tiefere Bedeutung, wenn Goldast ein oft bemühter Gewährsmann Lessings ist, wie überhaupt die Hilfsmittel, die er auf germanistischem Gebiet gebraucht, die Schilter, Haltaus, Wachter, erkennen lassen, wie stark er an die historisch-antiquarische Betrachtungsweise der altdeutschen Überlieferung durch die ältere Generation gebunden ist. Man kann sagen: nach Anlage und nach Schulung trat Lessing mit Voraussetzungen vor die deutsche Dichtung, die es begreiflich machen, wenn er anders reagierte als die Schweizer. Und trotzdem verdankt er ihnen die Anregung und entscheidende Gesichtspunkte für

den größten germanistischen Plan, den er überhaupt gehabt hat und den er mit einer Zähigkeit wie kaum einen andern festgehalten hat, vom Ende der fünfziger Jahre bis 1774: ein deutsches Wörterbuch auf historischer Grundlage. Diesen Plan stelle ich in den Mittelpunkt meiner Ausführungen; er ist wenig bekannt und noch nie zusammenhängend gewürdigt worden.

Was an konkreten Unterlagen für die Rekonstruktion des Lessingschen Planes da ist, läßt sich schnell aufzählen. Lessing hat 1759 mit Ramler zusammen den Logau herausgegeben: Ramler den Text, er selbst das Wörterbuch. In der Vorrede dazu befindet sich der bedeutungsvolle Satz: 'Ähnliche Wörterbücher über alle unsere guten Schriftsteller würden ohne Zweifel der erste nähere Schritt zu einem allgemeinen Wörterbuche unserer Sprache sein'. Dem Logau wollte Lessing andere Editionen ähnlicher Art folgen lassen. Gestalt gewann davon nur die Ausgabe des Andreas Scultetus, eines Opizianers, den Lessing selbst ausgegraben hatte und den er in seiner Findexfreude ein wenig überschätzt. Er erschien indessen erst 1771, als Lessing selbst den Geschmack an den Opizianern verloren hatte. Das Wörterbuch ist hier nicht mehr als etwas Selbständiges beigegeben, sondern zu einem umfangreichen sprachlichen Apparat geschrumpft.

Alles sonstige Material steckte im Nachlaß und ist leider nur trümmerhaft auf uns gekommen. Lessings Bruder Karl ließ in den neunziger Jahren ein dreibändiges Werk erscheinen: Gotthold Ephraim Lessings Leben nebst seinem noch übrigen literarischen Nachlaß. Im dritten Bande hat der Breslauer Professor Georg Gustav Fülleborn Lessings Nachlaß zur Deutschen Sprache, alten Literatur, Gelehrten- und Kunst-Geschichte herausgegeben. Er gibt über seine Quellen nur sehr summarisch Auskunft: ein mit Foliobogen durchschossenes deutsch-lateinisches Lexikon, 13 kleine Quartbücher, die nach dem Alphabet eingeteilt waren, und 'eine Menge deutscher Wörter und Dichterstellen'. Daneben nennt er 'viele Bändchen, Blätter und Papierschnitze mit altdeutschen Wörtern, alten Dichterstellen, Redensarten und Nachweisungen'. Dies Material hat Fülleborn leider nicht so gedruckt, wie es ihm vorlag, sondern alles in eine alphabetische Ordnung gebracht und als 'Beiträge zu einem deutschem Glossarium' publiziert. Das Material ist dann leider verschollen, so daß eine Kontrolle nicht möglich ist — bis auf einen Fall: das durchschossene deutsch-lateinische Glossar ist wieder aufgetaucht, in den dreißiger Jahren der erste Band, noch später der zweite; es ist Steinbachs Deutsches Wörterbuch von 1725. Man ist hier also in der Lage, durch Vergleich festzustellen, wie Fülleborn mit Lessings Sammlungen umgegangen ist. Es ergibt sich, daß das, was er druckte, nur eine Auswahl dessen ist, was Lessing in seinem Steinbach zusammengetragen hatte, und auch was Fülleborn übernahm, hat er z. T. grob gekürzt. Der Schluß liegt nahe, daß er mit den anderen Bestandteilen der Lessingschen Sammlungen ebenso verfahren ist. Das bedeutet also: wir besitzen Lessings lexikalische Sammlungen nicht vollständig; wir können uns nur in Umrissen ein Bild davon machen, das aber, eben wenigstens in den Umrissen, leidlich zuverlässig ist.

Man rechnet gemeinhin mit erheblich größeren Verlusten. Das geht auf Nicolai zurück. Bei ihm und anderen Freunden Lessings, die um den

Plan wußten, herrschte die Vorstellung, daß er ziemlich umfangreiche Sammlungen besäße. Diese Sammlungen hat ihm 1769 Nicolai abkaufen wollen, weil er damals selbst mit dem Projekt eines Wörterbuches umging; Lessing hat sich aber zu dem Vorschlag nicht geäußert. Als nun bei der Publikation von Lessings literarischem Nachlaß durch Fülleborn zutage kam, wie verhältnismäßig schmal Lessings lexikalische Sammlungen waren, hat Nicolai das in Verbindung gebracht mit einem schweren Verlust, der Lessing 1775 betroffen hatte. In diesem Jahre machte Lessing von Wolfenbüttel aus seine große Reise über Wien nach Italien. Er schickte von Wien über Dresden nach Braunschweig eine Kiste, die im Trubel der Ostermesse verloren gegangen ist. Was wir mit dieser Kiste für das Wörterbuch verloren haben, darüber sind die Nachrichten widerspruchsvoll. Lessing selbst schrieb an den Bruder Karl: es sei seine fast völlig fertige Abhandlung von der Einrichtung eines deutschen Wörterbuches darin. Nicolai behauptet 1794, Lessing habe ihm gesagt, in der Kiste sei der schon völlig ausgearbeitete Buchstabe A gewesen. Das kann in dieser Form eigentlich nicht stimmen: nach dem Charakter von Lessings Kollektaneen und seiner Arbeitsweise ist es nicht vorstellbar, wie Lessing einen ganzen Buchstaben des Wörterbuches hätte völlig fertig haben sollen — es sei denn, daß man sich unter 'Wörterbuch' und 'fertig' etwas wesentlich Bescheideneres denkt, als dazumal doch schon die Regel war. Ich glaube, in einem späteren Zusammenhange noch etwas zur Klärung dieses äußeren Widerspruches und dieser inneren Schwierigkeit sagen zu können.

Nicolai hat also vermutet, daß Lessings ganze Kollektaneen bei diesen Verluste mit verloren gegangen seien, daß das, was wir haben, nur die Nachlese der Jahre nach 1775 wäre. Der zweite Teil dieser Vermutung ist sicher falsch: die erhaltenen Kollektaneen gehen bis in die Anfänge von Lessings Arbeit zurück. Aber auch der erste Teil der Vermutung ist, obzwar communis opinio, höchst fragwürdig, besser gesagt unhaltbar. Ich setze also für meine Rekonstruktion des Lessingschen Wörterbuchprojektes diese Verluste nicht in Rechnung.

Der Plan Lessings läßt sich begreiflicherweise nicht würdigen, wenn man ihn nicht vor den Hintergrund der zeitgeschichtlichen Gegebenheiten stellt. Der Gedanke des Deutschen Wörterbuches im 18. Jahrhundert — das ist ein Thema für sich, das ich nur eben so weit berühren kann, wie es für das Verständnis Lessings notwendig ist. Man muß sich klar halten: der Hauptstrang der deutschen Lexikographie ist bis ins 18. Jahrhundert hinein das Glossarium latino-germanicum. Aus rein praktischen Bedürfnissen gegenüber dem Lateinischen ist im 15. Jahrhundert das Deutsche Wörterbuch entstanden. Die ersten Glossare waren also lateinisch-deutsch. Aus ihnen gewann man deutsche Glossare durch einfache Umsezung; schon um 1470 gibt es ein vocabularius incipiens teutonicus ante latinum. In der späteren Zeit wuchsen diese Glossare an Umfang; das 17. Jahrhundert ließ schon dicke Wälzer entstehen; aber das Grundprinzip blieb: die Vergleichung des Lateinischen mit dem Deutschen. Für Lessings Zeit kamen drei solcher Wörterbücher in Frage, und alle drei hat er eifrig benutzt. Es sind Stieler's Sprachschatz von 1691; Christian Ernst Steinbach's Deutsches Wörterbuch vel

Lexicon latino-germanicum von 1725; auch das Wörterbuch von Johann Leonard Frisch von 1741 bezeichnet sich noch als Deutsch-lateinische Wörterbuch. Nebenbei: wenn auch Jacob Grimm in seinem Wörterbuch die deutschen Lemmata soweit angängig lateinisch erklärt, so ist das ein letzter Nachhall des Glossarium latino-germanicum.

Schon Stieler kam es darauf an, das lebendige Sprechgut der Gegenwart möglichst vollständig zu erfassen; bei Frisch ist dieser Gedanke intensiviert, insofern als sein Buch nicht nur die 'allgemein gebräuchlichen Wörter', sondern auch die in den 'Künsten und Handwerken' üblichen, also den Wortvorrat der Fachsprachen mit erfasst: hier steht Frisch deutlich unter dem Einfluß von Leibnizens 'Unvorgreiflichen Gedanken', die ja auch neben dem Lexikon der allgemein gebräuchlichen Wörter einen 'Sprachschatz der Kunstwörter' forderten. Frisch wollte aber darüber hinaus ein historisches Wörterbuch der deutschen Sprache geben und hat mit staunenswerter Stoffbeherrschung alte deutsche Quellen, sobald sie ihm zugänglich waren, ausgezogen; noch Jacob Grimm hat dies Werk als das erste gelehrte deutsche Wörterbuch anerkannt.

Lessing hat diese Wörterbücher genau gekannt, wie er auch mit Leibnizens lexikalischen Theorien vertraut war. Wenn er nach Frisch ein deutsches Wörterbuch ins Auge faßte, so ist klar, daß er sich darunter etwas anderes vorgestellt haben muß. Um dies andere zu verstehen, muß man wissen, daß das 18. Jahrhundert einen neuen Gedanken in die deutsche Lexikographie hineintrug, den des maßgeblichen, vorbildlichen Sprachgebrauchs. Ein solches normatives Wörterbuch ist die logische Konsequenz aufklärerischer Sprachlehre und Poetik. Es versteht sich nahezu von selbst, daß dieser Gedanke in Gottscheds Kreis den besten Boden fand. Wir wissen von verschiedenen Ansätzen zu einem normativen Wörterbuch; die aber kamen über die Vorbereitung nicht hinaus. In den sechziger Jahren wollte Gottsched selber Hand ans Werk legen. Aber auch er brachte es nicht weiter als bis zu einer Ankündigung und einem Probebogen. Der jedoch ist aufschlußreich genug: er zeigt ein Stilwörterbuch ohne gelehrte Zutaten. Ende der sechziger Jahre hat Nicolai den Plan eines Wörterbuchs aufgestellt, für das er Lessings Colletaneen kaufen wollte. Hier ist der normative Gedanke sehr verfeinert, insofern als das Wörterbuch auf den 'classischen' zeitgenössischen Schriftstellern aufgebaut sein sollte. Mitte der fünfziger Jahre erschien Schönaichs Neologisches Wörterbuch, als Satire gegen die Klopstockschen Sprachlühnheiten gemeint: auch das gehört auf die Linie normativer Wörterbücher, nur daß sozusagen das Vorzeichen umgekehrt ist.

Hier muß Lessings Plan eingegliedert werden, aber auf sehr besondere Weise. Und das führt uns zu den Schweizern und ihren altdeutschen Studien zurück. Burdach hat in seiner Abhandlung 'Die Entdeckung des Minnesangs und die deutsche Sprache' (1918) nachgewiesen, daß die Entdeckung des Minnesangs durch Bodmer nicht nur ein literarisch-ästhetischer Vorgang von literatur-pädagogischer, patriotischer Bedeutung war, sondern daß er zugleich eine sprachliche Wendung anbahnte, die von der alten Sprache her theoretisch und praktisch die zeitgenössische Dichtersprache zu heben bestimmt war. Das

spricht Bodmer in der Tat am deutlichsten aus in seiner ersten Minnesinger-
veröffentlichung von 1748; ihr sind 'Grammatische Anmerkungen über die
Sprache der schwäbischen Poeten' beigegeben, die auf allerlei Freiheiten und
'Geschicklichkeiten' alter Sprachgestaltung hinweisen, die Bodmer nach-
ahmenswert erscheinen. Dasselbe Ziel hat er nun aber auch mit anderen
Erneuerungen alter deutscher Dichtung verfolgt: er hat 1745 Opitz neu
herausgegeben (mit Breitinger), 1749 den Epigrammatiker Christian
Wernicke, und die ausgesprochene Absicht dieser Editionen ist eine sprachlich
und poetisch-pädagogische; über Lohenstein und Hoffmannswaldau wollte
Bodmer zurück zu reineren Quellen der deutschen Sprache, und die fand er bei
den Opitzianern: 'Man findet bei Opitz viele kräftige Wörter und Arten zu
reden, die er aus der alten Sprache gleichsam durch die Hintertüre zurück-
geführt hat. Dieser Weg, das Deutsche mit Reichtum und Stärke zu ver-
mehren, . . . schien uns so übel veräuert und doch so brauchbar zu sein, daß
wir ihm mit Opitzens Ansehen gern Credit verschaffen wollen'. Das ist die
Stelle, wo Lessings Plan anzuschließen ist. Seine Ausgaben des Logau und
des Scultetus setzen diese Opitzianerischen Bestrebungen der Schweizer fort.
Auf Logau wollte Lessing unmittelbar folgen lassen die Erneuerung eines
anderen Opitzianers, des Andreas Tscherning, natürlich auch mit Wörter-
buch. Lessings Logau-Wörterbuch ist nichts als eine Verwirklichung des
Gedankens, der bei Bodmer noch in Wunsch und Theorie stecken geblieben
war. Man braucht in den Wörterbüchern nur zu blättern, dann tritt einem
dieser poetisch-pädagogische Charakter auf Schritt und Tritt entgegen.
Lessing hat dem Logau-Wörterbuch einen 'sprachlichen Vorbericht' voraus-
geschickt, der das noch unterstreicht, und der ganz in dieselbe Kerbe schlägt und
dieselben Ziele aufsteckt, wie Bodmers grammatische Anmerkungen zu seinen
schwäbischen Poeten. Damit haben wir die Keimzelle des Lessingschen
Wörterbuchplanes: was das Logau-Wörterbuch im einzelnen und kleinen
war, sollte das deutsche Wörterbuch im ganzen und im großen werden.

Man hat gemeint, daß Lessing sich den Vorarbeiten für das große
Wörterbuch am eifrigsten während seines Breslauer Aufenthaltes, von 1760
bis 1766, gewidmet habe, und hat das aus der Tatsache geschlossen, daß er
seine Sammlungen auf Steinbach aufbaute, und daß (wie aus dem Nachlaß
deutlich hervorgeht) die schlesischen Poeten eine größere Rolle bei den Samm-
lungen spielten. Aber das ist ein Fehlschluß. Der erste volle Einsatz der
Sammelarbeit gehört, wie ich zuverlässig nachweisen kann, noch in die Ber-
liner Zeit, in das Jahr 1759. Einen Steinbach hat er vielleicht deshalb als
Grundlage genommen, weil er in ihm einen Niederschlag der Landessprache
des großen Opitz zu finden meinte. Und was die schlesischen Dichter anlangt,
so will beachtet werden, daß er sich ganz Bodmers Stellung zu eigen gemacht
hat: er hat Opitz exzerpiert (besonders deutlich bei der Argenis) und daneben
die großen Opitzschüler Fleming und Tscherning. Sehr genau hat er sich mit
Zincgref befaßt: mit ausgiebigen Exzerpten aus ihm ist der Steinbach offen-
bar eingeweicht worden; zu diesem Autor zog ihn nun freilich wieder sein
epigrammatisches Interesse. Aus Lohenstein findet sich dagegen nur ein
Zitat; Hoffmannswaldau kommt überhaupt nicht vor.

In dasselbe Jahr 1759, das den ersten Plan der Wörterbucharbeit sah, gehören nun aber auch die ziemlich umfangreichen lexikalischen Notizen aus dem Heldenbuch, die Lessing sich gemacht hat; d. h. ganz in Bodmers Spuren wollte Lessing zur Unterbauung seines älteren neuhochdeutschen Sprachgutes auch auf das Mittelhochdeutsche zurückgreifen. Die Exzerpte aus den Minnesingern, aus den Nibelungen, aus den Fabeln weisen in die gleiche Richtung. Also eine Stärkung der gegenwärtigen Dichtersprache aus den Quellen der Vergangenheit: das ist der ursprüngliche Zielgedanke. Dabei ist es lehrreich, wie sich mit dieser Hinneigung zu den Wörtern und Wendungen 'von altem Schrot und Korn' eine Wendung zugunsten der Provinzialismen verbindet: 'Wenn uns Herr Wieland statt jener französischen Wörter so viel gute Wörter aus den Schweizer Dialekten gerettet hätte, er würde Dank verdienen', solche Sätze schreibt Lessing im Jahre 1759 (14. Literaturbrief). Er glaubt sogar, was höchst aufschlußreich ist, gewisse Übereinstimmungen zwischen der schlesischen und der schweizerischen Mundart zu entdecken. Dem entspricht auch innerhalb seiner Sammlungen das Interesse für das Landschaftliche des Sprachschatzes, entspricht es ebenso, wenn er sich Notizen aus den Schweizer Dichtern Bodmer und Geßner aufzeichnet. An sich nimmt Lessing mit dieser Parole Leibnizische Gedanken auf: alte Wörter und landschaftliche Wörter, aber mit einer neuen Zwecksetzung: Leibniz verlangt die Sammlung und Beachtung der 'alten und Landworte' aus einem mehr wissenschaftlichen Interesse, weil er in ihnen die Haupthilfe für das Glossarium etymologicum sah — das ist ein rückwärts gewendeter Gedanke bei Leibniz, ein Gedanke des 17. Jahrhunderts, daß nämlich alle Sprachwissenschaft ihr Hauptziel in der Ethnologie habe.

Wenn man also Lessings Wörterbuchplan als solchen vielleicht aufklärerisch nennen kann in der Art und Weise, wie hier auf die Verbesserung der Dichtersprache Einfluß geübt werden soll (das würde bei Betrachtung von einzelnen Artikeln noch deutlicher werden): die Mittel, mit denen das geschehen soll, weisen jedenfalls über die Aufklärung hinaus; denn die aufklärerische Stilistik und Poetik duldet ebensowenig die alten Wörter wie die Provinzialwörter.

Es blieb für Lessing nun aber nicht bei dieser einen Zielrichtung. Im Wörterbuchjahr 1759 hat er ein Manuskript begonnen 'Über die Ähnlichkeit der griechischen und der deutschen Sprache zur Erleichterung der ersteren und Verbesserung der letzteren'. Das Manuskript ist verloren; wird sind auf Fülleborns Mitteilungen angewiesen. Aber der gibt nur Andeutungen, um, wie man deutlich sieht, das gute Andenken Lessings nicht zu schädigen. Doch schon diese Andeutungen genügen (im Verein mit anderen Notizen), um zu zeigen, daß Lessing mit seinen lexikographischen Sammlungen auch eine andere Richtung verfolgte, nämlich die ethnologische. Wackers Glossarium Germanicum (1727 und 1737) ist eine oft zitierte Quelle: ein ganz auf ethnologische abgestelltes Glossar. Das Ethnologisieren ist Lessings schwächste Seite: da macht sich das völlige Fehlen sprachlicher Schulung in germanisticis geltend; er ist dilettantischer und unvorsichtiger, als es nach dem damaligen Stande der sprachwissenschaftlichen Erkenntnisse zulässig war.

Wenn er diese Vorliebe hat, zum Griechischen hinüber zu ethnologisieren, so versteht sich das von dem Humanisten aus, der sehr ordentlich griechisch konnte; es ist aber doch eine Art Rückfall in die Sprachbetrachtung des 17. Jahrhunderts, und wenn er gelegentlich gar das Hebräische mit heranzieht, so glaubt man fast, die alte Idee von den drei heiligen Sprachen klinge noch nach.

Aber neben dieser ethnologischen Richtung verfolgt Lessing noch eine weitere, die synonymische. Das war an sich wieder eine alte Gattung der Lexikographie, die bis in die Humanistenzeit zurückgeht. Von Haus aus dienten solche synonymen Sammlungen der Rhetorik; es waren Hilfsmittel, um den Benutzern die nötige Variatio des Ausdrucks zu erleichtern. In der Zeit der Aufklärung aber wurde ihre Aufgabe, die klare Abgrenzung und feine Abschattung des Sinnes, der sog. gleichgültigen Wörter, die nur für den groben Blick die gleiche Geltung hatten. Gottsched hat 1758 (also unmittelbar vor Lessings Rückkehr nach Berlin) ein solches Synonymenwörterbuch erscheinen lassen (Beobachtungen über Gebrauch und Mißbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten), nach französischem Vorbild. Lessing hat es gewiß gekannt; jedenfalls stehen sehr viele seiner lexikalischen Notizen unter diesem Gesichtspunkt. Da ist Lessing in seinem Element; da kann sich die dialektische Schärfe seines Denkens entfalten — aber wenn man an den Grundplan denkt: es war ein neues Moment, um seine Umrisse aufzulösen.

Das ist, um es schon jetzt auszusprechen, das Fragwürdige an Lessings Prospekt, daß es an dem festen, klaren, begrenzten Plan fehlt. Selbst aus Fülleborns fragmentarischem Material kann man herauslesen, wie Lessing immer neue Gesichtspunkte wählt, immer wieder ansetzt, es auf immer andere Art versucht. So hat er sich z. B. ein französisch-deutsches Wörterbuch vorgenommen, um auf dem damals nicht ungewöhnlichen Wege des Dictionnaire comparé Material für seine Sammlungen heranzuschaffen; ebenso ist er mit dem Englischen verfahren. Dabei beschäftigt ihn ebenso der Gedanke der Entlehnung von einer Sprache in die andere, wie der der Bereicherung einer Sprache aus der andern: das Englische hat seiner Meinung nach dem Deutschen mancherlei gegeben; aus dem Französischen glaubt er das Deutsche hie und da bereichern zu können. Dann wieder fesselt ihn das Grammatische, die Wortbildung: er macht Aufzeichnungen über die Collectiva und die Causativa. Und wieder zu einer anderen Stunde ist es das stoffgeschichtliche Interesse des Antiquars, das Sammlung und Aufzeichnung der Wörter bestimmt.

Auch was die Auswahl der ausgezogenen und herangezogenen Schriftsteller und Schriftwerke anlangt, so steckt etwas Unsystematisches, Zufälliges in Lessings Sammlungen. Er bringt Notizen aus Joh. Elias Schlegel, aber nicht aus Chr. Ewald Kleist, obgleich er ihn sehr schätzte. Hagedorn ist vertreten, Gleim nicht. Wieland, von dessen 'glücklicher Wörterfabrik' er einmal spricht, sollte anscheinend ausgiebig zur Geltung kommen. Aber das Schwergewicht lag, nach dem Erhaltenen zu urteilen, auf dem Frühneuhochdeutschen des 15., 16., 17. Jahrhunderts. Ich habe anfänglich geglaubt, daß das Ausmaß und die Gegenstände von Lessings Lektüre stark durch den Wörter-

buchplan bestimmt worden seien; jetzt will es mir mehr scheinen, als wenn (wenigstens in den späteren sechziger und der ersten Hälfte der siebziger Jahre) ein anderes Interesse den Ton angab und der lexikalische Gewinn mehr nebenher abfiel. Lessings Vorliebe für die Fabel, für das Epigramm, für die pointierte Anekdote, für könnige Erzählung überhaupt führte ihn zu Burkard Waldis und Sebastian Brant, zu den Adagia des Erasmus, zu den Sprichwörterfammlungen von Sebastian Franck, Ehering und Zingref, zu Fischarts deutschem Rabelais und Paulis Schimpf und Ernst — und die lexikalischen Notizen waren erst ein Gewinn zweiter Hand, was nicht hindert, daß sie (wie gerade bei Pauli) recht ausgiebig sind.

Gleichwohl hat Lessing bis Anfang der siebziger Jahre ganz ernsthaft an dem Plan dieses Wörterbuches festgehalten; es gibt eine ganze Reihe von Briefstellen und anderen Zeugnissen, die das beweisen. Und erst 1774 kam die bittere Erkenntnis, daß es mit diesem Plan nichts war. Manchem von Lessings literarischen Projekten haftet etwas Tragisches an, aber bei keinem ist der Fehlschlag beklemmender als hier, auch für den, der heute den Dingen nachgeht. Man weiß sich nicht recht zu finden in das Maß von Selbsttäuschung, dem Lessing hier verfallen ist. Man versucht den Ausweg, daß Lessing zwar ernsthaft angefaßt, aber dann mehr als sammelnder Polihistor seine lexikalischen Aufzeichnungen fortgesetzt hat, ohne den festen Gedanken einer abschließenden Veröffentlichung; aber dann könnte die Enttäuschung nicht so groß sein wie sie bei Lessing wirklich war. Diese Selbsttäuschung lag ja nicht nur darin, daß aus einer solchen kunterbunten, von den verschiedensten Interessen hin- und hergezogenen, der festen Begründung entbehrenden Sammeltätigkeit niemals ein Wörterbuch hervorgehen konnte; sie lag viel mehr als in den sachlichen Schwierigkeiten noch in dem persönlichen Fehlurteil, daß Lessing sich für einen Lexikographen halten konnte, dieser unruhige, ungeduldige Mensch, der nicht bei der Stange zu bleiben vermochte, der nur in der Kritik und in der Opposition produktiv wurde, dem buchstäblich alles fehlte, was den Lexikographen macht.

Am 20. November 1773 schrieb der Bruder Karl an Lessing: 'Ich habe gehört, daß Du jetzt Tag und Nacht über der Vollendung eines deutschen Lexikons schwizest'. Am 2. Februar 1774 antwortet Lessing: 'Ein deutsches Lexikon zusammenzuschreiben, diesen albernen Gedanken habe ich lange aufgegeben'. Was war geschehen? Kurz vorher war der erste Foliant von Adelungs Grammatisch-kritischem Wörterbuch erschienen, das bedeutendste deutsche Wörterbuch vor dem Grimmschen, ein Werk, das als Ersatz für das nicht zustande gekommene Gottschedsche gedacht war. Dies Adelungsche Wörterbuch stellt den Höhepunkt und die Vollendung der Bemühungen der Aufklärungszeit um ein deutsches Wörterbuch dar. Es ist strenger in der Abgrenzung des vorbildlichen Sprachgebrauches und unbuldsamer gegenüber altertümlichen, landschaftlichen oder gar familiären und vulgären Wörtern und Wendungen, als Gottsched gewesen wäre. Insofern entsprach es dem, was Lessing vorschwebte, gar nicht. Und dennoch, es war eine imponierende Leistung, neben der auf Jahrzehnte hinaus ein Konkurrenzwerk undenkbar war; es ist in der Tat erst durch das Grimmsche Wörterbuch abgelöst und

überboten worden. Dabei ist es in überraschend kurzer Zeit entstanden: nur sechs Jahre hat der Verfasser für den ersten Band gebraucht.

Ohne Zweifel ist Lessing durch das Erscheinen dieses Werkes, man kann nicht sagen: zum Aufgeben seines Wörterbuchplanes bewogen worden, da wählt er den falschen Ausdruck. Das Adelung'sche Wörterbuch, mit eiserner Energie in verhältnismäßig kurzer Zeit auf die Füße gestellt, mußte ihm das Unzulängliche, Zerfahrene, Kraftlose seiner eigenen Bemühungen auf diesem Gebiete zum Bewußtsein bringen. Der ganze Brief, eine verhüllte Selbstkritik, besagt nichts anderes als dies. Und dies Leiden an sich selber muß um so schmerzlicher gewesen sein, als Lessing ganz deutlich die Schwächen und Einseitigkeiten Adelungs sah und empfand: 'Was ich daran auszufetzen habe, sollst Du ehestens weitläufig zu lesen bekommen. Denn ich bin wirklich willens, etwas darüber drucken zu lassen und eine kleine Probe beizufügen, wie ungefähr meine Arbeit in diesem Felde ausgesehen haben würde'. Auch daraus ist nichts geworden; wohl aber haben sich im Nachlaß 'Anmerkungen über Adelungs Wörterbuch der hochdeutschen Mundarten' erhalten, die vielleicht irgendwie zusammenzubringen sind mit den etwas mysteriösen Angaben über den ausgearbeiteten Buchstaben A oder den angeblich 1775 verlorenen Lessing'schen Wörterbuchaufriß. Es ist eine Kritik und Ergänzung Adelungs in Parallelartikeln, mit aber und ab beginnend; aber es blieb wieder nur ein Ansatz, der nicht über ein Duzend Artikel hinauslangte. So kurz das Stück ist, so aufschlußreich ist es. Man sieht, Lessing hat nichts in der Hand: er macht sich Belege für Nachträge; aber er kann nur hier und da einmal einen aus einem Schriftsteller geben. Statt dessen treten die alten Lieblingsgedanken hervor: er verteidigt Wörter, die Adelung verwirft, er etymologisiert und er synonymisiert. Die Schärfe des Gedankens soll ersetzen, was auf der andern Seite der Fleiß des Sammelns voraus hatte. Wenn es des Beweises bedürfte, hier ist er erbracht, daß Lessing nicht zum Wörterbuchschreiben geschaffen war. Gerade das, was Lessings Stärke war, das Dialektische des Denkens, der Hang zur geschliffenen, kühnen, auf die Spitze getriebenen Formulierung, die Flucht vor dem Trivialen und Selbstverständlichen, das fand hier keine Stätte, im Gegenteil: es konnte zur Gefahr werden. So hat denn Lessing gewiß im einzelnen recht gegenüber Adelung; aber manches ist auch überscharf und spintisiert. Und im ganzen muß man sagen: das Adelung'sche Wörterbuch ist besser, als das Lessing'sche geworden wäre — wenn wir diesen Irrrealis einmal gelten lassen.

Es gibt, von gelegentlichen Bemerkungen abgesehen, noch eine Schrift, genauer: einen Schriftentwurf Lessings, der als Reaktion Lessings gegenüber dem Adelung'schen Wörterbuch gedeutet werden muß. Im Jahre 1774 entwarf Lessing den Plan eines Buches (wenn es nicht mehr ein Einfall war als ein Plan): Gelehrte Kreze von Thomas Traugott Feller, so das Titelblatt. Mit Kreze ist nicht scabies, sondern ramentum gemeint, ein hütten-technischer Ausdruck, der namentlich bei der Silbergewinnung üblich ist. Die Auffassungen darüber gehen auseinander, was hier zusammengefaßt werden sollte. Mir scheint die alte Redlich'sche Auffassung immer noch sehr erwägenswert, daß Lessing hier seine Wörterbuchcollectaneen doch noch in irgendeiner

Form nutzbar machen wollte. In jedem Fall ist auch dies Fragment wurzelhaft zu begreifen aus der Auseinandersetzung mit Adelung, die für Lessing zu einer Auseinandersetzung mit sich selbst wurde. Das ganze aufs Sprachliche gestellte Vorwort, das die Etymologie Kreuze zu tragen zurückweist (irrigerweise) und mit bitter-süßen Worten Herrn Adelung für seinen zweiten Band eine andere empfiehlt, läßt da keinen Zweifel. Und vielleicht darf man auch das merkwürdige Pseudonym im Sinne eines solchen Selbstgerichtes vom ganz Persönlichen her auswerten. Daß die Wahl der Vornamen bedeutungsvoll ist, Thomas Traugott, diese orymore Gegenüberstellung des Zweiflers und des Gläubigen, ist nicht wohl in Abrede zu stellen. Und was den Nachnamen Feller anbelangt, so ist vielleicht auch diese Wahl bedeutungsvoll. Feller war an sich der Familienname von Lessings Mutter: vielleicht daß Lessing ihn sich in einer Stunde der Enttäuschung etymologisierte als den 'Fehler', den, dem alles fehl geht, der es an sich fehlen läßt. Aber das sind Dinge, die man nur ahnen kann.

So ist denn dieser Wörterbuchplan Lessings vom Standpunkt der Wissenschaftsgeschichte ohne Bedeutung; sein Interesse liegt im Biographischen. Aber als Beitrag zu der menschlichen Tragödie Lessings scheint er mir so viel herzugeben, daß die Analyse sich verlohnt.